

Zeitschrift:	Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber:	Empirische Kulturwissenschaft Schweiz
Band:	87 (1991)
Heft:	3-4
Artikel:	Spuren weiblicher Volkskunde : ein Beitrag zur schweizerischen Fachgeschichte des frühen 20. Jahrhunderts
Autor:	Burckhardt-Seebass, Christine
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-117772

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Spuren weiblicher Volkskunde

Ein Beitrag zur schweizerischen Fachgeschichte
des frühen 20. Jahrhunderts

Von *Christine Burckhardt-Seebass*

Vorbemerkung: Das Folgende ist der leicht überarbeitete Text meiner Antrittsvorlesung im Februar 1991. Teilweise liegen ihm Ergebnisse zugrunde, die im Rahmen eines Seminarprojekts gemeinsam mit einer Gruppe von Studentinnen erarbeitet wurden und die in absehbarer Zeit zu einer Publikation führen sollen. Deshalb wird hier auf extensive Quellenangaben verzichtet. Den jungen Frauen, die sich mit mir auf die Spurensuche gemacht haben, danke ich herzlichst: es sind dies Käthi Blumer, Alessandra Ferrini, Susanne Haag, Angelika Haenel, Vera Koebel, Salome Maurer, Beatrice Tobler und, im ersten Teil des Projekts, Heidrun Flükiger, Daniela Palla und Jacqueline Spengler.

1990 wurde in Basel 100 Jahre Frauenstudium gefeiert. Junge Historikerinnen hatten dazu im Kollegiengebäude der Universität eine Ausstellung gestaltet, die kenntnisreich, scharfsinnig, charmant und ironisch den Kontext und die Vertreterinnen des Anfangs veranschaulichte und den heutigen Generationen von Universitätsangehörigen einen nicht nur zum Lächeln veranlassenden Spiegel vorhielt.¹ Die beiden Teile der Schau waren durch die in sanftem Bogen vom Erdgeschoss zum ersten Stock (zu den Hörsälen) führende Treppe verbunden, auf deren Stufen sich, zunächst zaghaft vereinzelt, mit vielen Lücken, dann doch zu zweien und dreien die Namen der ersten Studentinnen von 1890 bis 1910 eingegraben fanden (und finden).² Damals gab es in England schon mehrere Damen, die kompetent und erfolgreich z.B. nach Volksliedern forschten³, und bereits 1885 war an der Columbia University in den USA eine “Women’s Anthropological Society” gegründet worden, von der personelle wie fachliche und organisatorische Fäden zu den späteren Verbänden führen, und der forscherinnenfreundliche *genius loci* manifestierte sich wieder im Schülerinnenkreis von Franz Boas.⁴

In Basel (wie in der Schweiz) dürfte es im Dezember 1900 das erste-mal gewesen sein, dass in universitärem Rahmen von “Volkskunde als Wissenschaft” die Rede war: bei der Antrittsvorlesung des Germanisten Eduard Hoffmann-Krayer.⁵ Von gesicherten Resultaten konnte er damals noch nicht sprechen, vielmehr von Ideen, Konzepten und Ansätzen und von auf ihnen aufzubauenden Arbeitsvorhaben. Wenn man den feierlichen Anlass seiner Äusserungen bedenkt, wundert daran nur, dass er überhaupt nicht von seinem Fach – Germanistik und Dialektolo-

gie – sondern von seiner Liebhaberei sprach: einer neuen Disziplin, einer, die erst 56 Jahre später als solche an der Basler Universität institutionelle Anerkennung fand. Das schien niemand zu stören, vielleicht, weil man diese merkwürdige Volkskunde (allzuvielen dürften ihren Riehl nicht gelesen haben) für einen kleinen unselbständigen Spross am Baum der Philologie hielt. Solch eine Meinung strafte Hoffmann-Krayer aber für alle sichtbar spätestens dann Lügen, als er (1904) begann, Objekte für ein Museum der Volkskunde zu sammeln: Amulette, Masken, Spielzeug, landwirtschaftliche Geräte, die man beim besten Willen nicht als Gegenstände der Philologie interpretieren konnte. Vielleicht wusste man im kleinen Kreis des akademischen Basel aber auch schon von den Gelehrten Aktivitäten, der Gründung einer Schweizerischen Gesellschaft, einer wissenschaftlichen Zeitschrift und einer Schriftenreihe zur Volkskunde (ab 1896). Das Geld für all das kam ja, ausser aus der eigenen, aus den Taschen von Basler Freunden und Verwandten.

Die übliche, bis heute zumindest an der Basler Philosophisch-Historischen Fakultät gültige Formel, mit der Antrittsvorlesungen angekündigt werden, lädt “die hohen Behörden des Kantons, die Lehrenden und Studierenden der Universität und die Freunde der Wissenschaft geziemend zur Anhörung... ein”. Es wäre eine genuin volkskundliche, für das geistige Klima der Stadt, für die so wichtige Identifizierung der Bevölkerung mit ihrer Universität aufschlussreiche Frage, ob damals auch Frauen (beispielsweise die leibliche alma mater des Gelehrten oder seine Gattin, die doch sozusagen ex officio zur Freundschaft mit der Wissenschaft verpflichtet war, oder einfach Bürgerinnen, die sich für das Thema interessierten) zuhören konnten. Wir wissen es nicht. Eine Studentin war sicher nicht darunter. Denn erst 1901 erscheinen auf den erwähnten Treppenstufen (und also in der Universitäts-Matrikel) zwei Namen, bald zwei Freundinnen, die diese Fakultät bezogen. Die eine von ihnen nun studierte de facto (de jure war das ja noch lange nicht möglich) Volkskunde. Es war *Adèle Stoecklin* (*1876). Sie promovierte 1908 bei John Meier, Hoffmann-Krayers Freund und Fachkollegen, summa cum laude über das damals viel diskutierte Verhältnis von Volkslied und Minnesang. Frau Stoecklins Arbeit war in jenen Jahren nicht die einzige Dissertation aus dem Bereich des Volkslieds, aber die anderen stammten von Männern, von denen sich der eine, *Paul Geiger*, dann auch als erster in der Schweiz 1939 für Volkskunde habilitierte. Als erste Frau im deutschen Sprachbereich erhielt die *venia legendi* in unserem

Fach *Lily Weiser-Aal* (Wien 1927). Die Habilitation der Schreibenden, 60 Jahre später, war die erste “nicht-männliche” in der Schweiz.

Aus der Zeit vor 1900 kennen wir bislang in unserem Land eine einzige Frau, die sich zumindest als Sammlerin volkskundlicher Materialien betätigt hat: die Bündner Dichterin *Nina Camenisch* (*1826), die auf Wanderungen in ihrer Umgebung 1857 Sagen gesammelt hat und sie später (1899) – und das ist ein bezeichnender Vorgang – durch einen Mann in der *diesem* für richtig scheinenden, d.h. zeitgemäß poetisierten Form herausgeben liess.⁶ Um 1900 aber regte sich das Interesse an mehreren Stellen gleichzeitig, wie wenn man auf das Signal gewartet hätte, und es regte sich auch bei Frauen. In Zürich begann als Autodidaktin (das methodische Rüstzeug hatte sie sich in ihrer Rolle als Gattin und Mitarbeiterin eines Professors angeeignet) *Julie Heierli* (*1859) mit ihren Forschungen zu schweizerischen Volkstrachten. Als solche bekam sie schon bald den ehrenvollen Auftrag, einen Trachtenumzug zu gestalten, mit dem die Eröffnung des Schweizerischen Landesmuseums (1898) markiert werden sollte. Die männlichen Verantwortlichen des neuen Museums waren nur an den Umgang mit hoher Kunst, nicht aber mit Objekten der Volkskultur gewöhnt. Es handelt sich um die erste offizielle Wahrnehmung volkskundlicher Gegenstände in der Schweiz⁷, von der sich allerdings leider die Wahrnehmung vieler Heutiger immer noch nicht allzu sehr unterscheidet. Frau Heierli wurde zur unangefochtenen Autorität auf ihrem Gebiet, publizierte auch in Hoffmann-Krayers Zeitschrift, und ihr 5bändiges Werk “Trachten der Schweiz” ist bis heute unersetzt und als Materialsammlung auch nicht überholt. Übrigens blieb sie, als die Trachten- und Heimatpflege einsetzte, standhaft ihrem streng historisch-wissenschaftlichen Standpunkt verpflichtet. Deshalb wurde sie damals von der Trachtenvereinigung kritisiert, heute zur Ahnherrin emporstilisiert... Trotzdem stösst auf beträchtliche Schwierigkeiten, wer nach ihrer Biographie oder gar Bibliographie (die recht umfangreich wäre) sucht (während ihr Mann, ein Praehistoriker, in den Nachschlagewerken leicht zu finden ist. Es soll ihm keineswegs unterstellt werden, dass er das nicht verdient, nur seine Frau verdiente es ebenfalls.) So ist bislang auch unbekannt, woher sie die Anregung zur Trachtenforschung empfing, welche Kontakte sie möglicherweise mit auswärtigen Museen hatte usw. Das gilt nicht nur für sie. Die Treppe, die über die Namen hinaus zu Kenntnissen über die forschenden und sammelnden Frauen führt, ist steiler als diejenige des Basler Kollegiengebäudes. Aber sie leitet auch von Überraschung zu Überraschung.

In Bern besuchte die Lehrerin *Gertrud Zürcher* (*1871) als Hörerin Vorlesungen von Samuel Singer und liess sich von ihm zum Sammeln von Berner Kinderlied- und -spielversen ermutigen (die Arbeit, z.T. auf eigener Feldforschung beruhend, erschien 1902 als 2. Band in der Schriftenreihe der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde). Sie dehnte ihre Forschungen später auf die ganze deutsche Schweiz aus. Ihr Doktorexamen in hebräischen und orientalischen Sprachen legte ebenfalls in Bern mit einer Studie zu den Juden im ägyptischen Elephantine (einer Soldatenkolonie des 5. Jahrhunderts) – wiederum summa cum laude – 1912 *Hedwig Anneler* (*1888) ab. Gleich darauf wurde sie volkskundliche Feldforscherin im Lötschental, woraus ihre grosse (kürzlich als Reprint erschienene) Monographie hervorging. Daneben verfasste sie mehrere volkskundliche Aufsätze, u.a. über die Juden im Volksglauben, die sie dem Schweizerischen Archiv für Volkskunde anbot, die aber nie gedruckt wurden. Zunächst von uns für verschollen gehalten, konnten sie von einer Studentin kürzlich im Nachlass entdeckt werden.

Das Interesse war aber keineswegs auf universitäre Kreise beschränkt: Der Gegenspieler des eine streng wissenschaftliche Linie verfolgenden Hoffmann-Krayer war in Bern *Otto von Greyerz*, der auf volkskundlich-heimatpflegerische Praxis, auf Erhaltung, Pflege und Wiederbelebung volkstümlichen Kulturguts (insbesondere der Mundart) abzielte. Aus seinem Büchlein „Die Mundartdichtung der deutschen Schweiz“ (Leipzig 1924) wird deutlich, wie er für zahlreiche Dichterinnen jener Generation Autorität und Bezugsperson war. Zu ihnen gehörte die Guggisberger Bäuerin *Elisabeth Leuthold-Wenger* (*1854), die im Hinblick auf die Landesausstellung von 1914 in Bern ein historisches Volksstück in Mundart über die ihrer Meinung nach dem Lied vom „Vreneli ab em Guggisberg“ zugrundeliegende Episode aus dem 2. Villmergerkrieg geschrieben hatte (gedruckt bei Francke 1913). Da das kulturelle Programm der Landesausstellung unter von Greyerz' Leitung (im „Röseligarte“-Wirtshaus) wegen des Kriegsausbruchs abgebrochen werden musste, wurde Frau Leutholds Stück möglicherweise höchstens im lokalen Rahmen aufgeführt. Es verrät nicht nur profunde lokalhistorische Kenntnisse und differenzierte philologische Beobachtungsgabe⁸, sondern auch ein allgemeineres volkskundliches Interesse und Wissen. Publiziert worden sind von ihr in regionalen Zeitungen noch einige Gedichte und eine Erzählung aus dem Volksleben. Tatsächlich muss ihre volkskundliche Leistung viel bedeutender gewesen sein, haben doch zwei Männer reichen Nutzen gezogen aus den Berichten und Aufzeich-

nungen dieser Frau. Es sind dies der von Otto von Greyerz geförderte, ebenso extensiv wie intensiv ethnographisch tätige Lehrer *Emanuel Friedli* im Guggisberger Band seiner Sprach- und Kulturgeschichte des Berner Volkes "Bärndütsch" (1911) sowie der jüngere Literat *Emil Balmer*. Frau Leuthold selbst wollte offenbar mit ihrem gesammelten Wissen nicht selbst an die Öffentlichkeit treten, verstand ihre Notizen aber ausdrücklich als Bausteine zu einer volkskundlichen Regionalmonographie, aus der, im Sinn einer Arbeitsteilung, ein anderer das Haus bauen sollte. Ein letztes Heft ihrer Notizen, das mündliche Überlieferung (teils aetiologische Sagen) zur Frühgeschichte der Grafschaft Schwarzenburg enthielt, ging nach ihrem Tod 1925 an den Hobby-Historiker *Friedrich Burri*, es ist aber, wie alle früheren Aufzeichnungen – wiederum – verschwunden. So lässt sich aus der Art des von den Männern zitierten (und teils entstellten) Materials und aus ihrem Drama nur sehr vorsichtig eine Vorstellung von der Idee gewinnen, der sie ihre Erfahrungen und die ihr vermittelte mündliche Überlieferung früherer Generationen unterordnete. (Dass sie sich nicht naiv als Glied in der Kette verstand, auch nicht als blosse Chronistin, sondern die Tradition kritisch-engagiert auf ihre Bedeutung befragte – und das ist doch wohl erstes Kriterium einer wissenschaftlichen Haltung – scheint mir aus stofflichen wie auch aus biographischen Hinweisen⁹ hervorzugehen, wiewohl Emil Balmer, der ihr letztlich einen Teil seines Ruhms als Schriftsteller verdankte, die ihm menschlich und intellektuell weit überlegene Frau zu einem lächerlich-dicken Märchen-Müeti herunterstilisierte.) Ihr Thema war der volkstümliche Umgang mit der Geschichte, mit der leidvollen Erfahrung der Vorfahren, Spielball der Mächtigen zu sein (Guggisberg war Gemeine Herrschaft bis 1798), dieses Spiel zu durchschauen, aber nicht ändern zu können und doch Würde und Eigenart zu bewahren. Die zweite Frage galt den Auswirkungen dieser kollektiven Erinnerungen auf die Mentalität der Heutigen, deren immer noch prekäre Identität durch die Erzählungen von der Standhaftigkeit der Alten gestärkt werden sollte – eine durchaus moderne Fragestellung!

Mit einer aus sozialer oder aber räumlicher Distanz erwachsenen Neugier beobachteten und beschrieben auch andere Frauen ihre Umgebung und vermochten, familiäre oder lokale Überlieferung, in die sie selbst eingebunden waren, in ihrer Bedeutung objektiv zu würdigen, wie es ihnen wahrscheinlich nicht möglich gewesen oder sinnvoll erschienen wäre, wenn ihnen das volkskundliche "Forschungsprogramm", wie es Hoffmann-Krayer an mehreren Stellen formuliert hatte, nicht be-

gegnet wäre. Es erlaubte ihnen, im Persönlichen das Allgemeine zu erkennen und auf den Punkt zu bringen. Ich nenne hier die aus einem alten patrizischen Geschlecht aus Oberägeri stammende *Anna Ithen* (*1858). In ihrer Umgebung galt sie, wie die Nekrologe sagen, als “gebildete Person”, als talentiert und lebhaft, als sachkundige Erbin eines lokalhistorisch forschenden und sammelnden Arztes, ihres Onkels, und dessen hochbegabten Sohns, eines Jesuiten, der in England Naturwissenschaft dozierte. Dem ledigen Fräulein, das andere Dinge im Kopf hatte, als man es gewohnt war, scheint man aber doch mit einem von sozialem Respekt nicht völlig verhüllten Misstrauen oder Unbehagen begegnet zu sein; sie passte nicht ins gewohnte Bild des Dorfes. Vermutlich hat sie deshalb von ihren schriftstellerischen Arbeiten nur einzelne Gedichte und Erzählungen in Zuger Kalendern erscheinen lassen, ihre volkskundlichen Aufzeichnungen aber bis 1896 in der Schublade versteckt, bis mit Hoffmann-Krayers Aufruf, der neuen volkskundlichen Zeitschrift (dem Schweizerischen Archiv für Volkskunde) wissenschaftliche Materialien zur Verfügung zu stellen, sich ein angemessener Rahmen für Anna Ithen auftat. In den ersten 14 Jahrgängen erschienen insgesamt 19 grössere und kleinere Aufsätze von ihr, die, zusammengefasst, nicht wesentlich hinter den üblichen, von Männern verfassten und deshalb in jeder Bibliographie zu findenden Regionalvolkskunde der Zeit zurückstehen würden. Genaue Beobachtungen von älteren Bräuchen und ihren rezenten Entwicklungen, ohne die sonst üblichen Klagen über untergehende Traditionen, und die exakte Schilderung von Arbeitsvorgängen lassen Sinn für das Wesentliche erkennen, auch wenn die Texte, die sich, ihren eigenen Worten nach, nicht durch pikanten Stil auszeichneten und deshalb dem Redaktor zu beliebigen Kürzungen empfohlen wurden, nicht über ethnographische Beschreibungen hinausreichen. Auch von ihr ist übrigens kein Nachlass erhalten – warum auch, es war ja nur ein komisches Fräulein. Mit ihr starb das Geschlecht aus. Dass das immer wieder zu konstatierende Phänomen der verschwundenen Hinterlassenschaften nicht nur geschlechts-, sondern auch schichtspezifische Gründe haben konnte, möchte ich bei aller Wehmut über Verlorenes und trotz dem Gegenbeispiel Ithen nicht ausschliessen: Wo Name und Besitz die Kontinuität des Geschlechts gewährleisteten (in Bauern- und Patrizierkreisen vor allem), kam dem Tun und Denken eines oder einer einzelnen keine allzu grosse Bedeutung über den Tod hinaus zu.

Aus alteingesessen-städtischem Milieu stammend, durch ihre in New

York verbrachte Jugend und eine aussergewöhnlich gute Schulbildung aber in Stand gesetzt, diesem Milieu bei ihrer Rückkehr mit kritisch-vergleichender Aufmerksamkeit zu begegnen, wurde *Anna Sarasin-von der Mühll* (*1877) in Basel durch die verwandtschaftliche Beziehung und die persönliche Freundschaft mit Hoffmann-Krayer dazu motiviert, mit scharfem Blick dieses ihr Milieu zu schildern, ohne Pikanterien und das Ressentiment berühmterer Damen, aber auch nicht ohne Ironie – zumindest wissenschaftlich die grösseren Tugenden.

Volkskundlich tätige Frauen in der französischen Schweiz sind uns bislang nicht begegnet, was nicht wohl an den Männern liegen kann; im Vorstand der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde waren immer auch Romands. Es könnte sein, dass aus noch nicht untersuchten Gründen das kulturelle Klima hier stärker auf ästhetische Aspekte der Volksüberlieferung ausgerichtet war, was vor allem Künstlerinnen anzog und in der Heimatschutzbewegung mehr als in wissenschaftlichen Bestrebungen den ihnen gemässen Ausdruck fand. Jedenfalls war die Vorläuferin des Schweizerischen Heimatschutzes, die „Ligue pour la Beauté“, die Idee einer französischen Malerin, der zeitweilig im walliserischen Savièse ansässigen *Marguerite Burnat-Provins* (*1872) (die übrigens die Graphik für die zweite Zeitschrift der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde entwarf), und vom Waadtland nahm, unter der Führung von Frauen, die Organisation des erneuerten Trachtenwesens um 1916 ihren Ausgang. Um so lieber erwähne ich eine Tessinerin, *Alina Borioli* (*1887) aus der Leventina. Über ihr Leben und Arbeiten war, wenn auch mit einiger Mühe, etwas in Erfahrung zu bringen, was bei vielen anderen bis jetzt noch nicht gelungen ist... Auch sie, von der im Jahrgang 16 des Schweizerischen Archivs für Volkskunde durch den sehr viel bekannteren Vittorio Pellandini eine erste volkskundliche Erzählung publiziert wurde – wieder eine bezeichnende Situation! –, gilt zu Unrecht als blosse Märchantante, Jugendschriftstellerin und Lokalpoetin. Sie hat als vorzüglich ausgebildete Lehrerin an ihren Schulorten Erzählungen gesammelt und sie teilweise an männliche Sammler weitergegeben (*Walter Keller* z.B., der sie publizierte, unter seinem Namen), sie hat sich von alten Männern vom Bau des Gotthardtunnels erzählen lassen und Frauen über das typische Tessiner Problem, die Auswanderung, befragt und das Gehörte festgehalten, neben ihren ebenfalls aus der mündlichen Überlieferung und dörflichen Themen sich nährenden Dialektgeschichten. Man kann dies durchaus als Vorstufe einer oral history-Methode bezeichnen.

Von den genannten Namen gehört kein einziger zu den klingenden in der Fachgeschichte. Sie und viele andere verstecken sich in Fussnoten und Vorworten der Publikationen von Männern, die man sehr viel besser kennt, oder sie sind, weil ausserhalb etablierter wissenschaftlicher Institutionen oder höchstens als unbezahlte Hilfskräfte wirkend und zum Teil sogar anonym publizierend, aus dem üblichen Raster von Lehrtenkalendern, Jahresberichten und ähnlichem gefallen und allenfalls der vagen Kategorie "Schriftstellerin" zugeordnet worden. Wären nicht die im Zusammenhang mit der *Saffa* von 1928 entstandenen Publikationen wie das unschätzbare, obwohl unvollständige "Verzeichnis der Publikationen von Schweizerfrauen" oder das feinsinnige Werk von *Blanca Röthlisberger* und *Anna Ischer*: "Die Frauen in der Literatur und der Wissenschaft", hätte unsere Generation, angeführt von Frau *Martha Gosteli* in Worblaufen, ganz von vorne beginnen müssen. Im Rückblick darf diese erste *Saffa* wohl als epochal für die Sache der Frau in der Schweiz bezeichnet werden. Die Schwierigkeiten, die sich der Forschung (trotzdem noch) in den Weg stellen, sind allerdings nicht typisch schweizerisch. Die amerikanischen Fachkolleginnen, die seit etwa 5 Jahren versuchen, ihren Müttern im Geist (*almae matres*), den frühen Folkloristinnen und Anthropologinnen, nachzuspüren, stiessen zunächst auf dieselben Phänomene: Namen ohne "Gesicht", ohne Biographie und Bibliographie und die Folgerungen daraus: "We will have to read our history into the scene of its own exclusion. It has, in other words, to be invented – both discovered and made up."¹⁰ In Grossbritannien, wo eine ganze Reihe von Frauen bereits vor 1900 teils aus eigener Feldforschung Sammlungen vorlegten, die unüberholt sind und auch methodisch auf der Höhe der damaligen Zeit standen, hat eine kritische Würdigung eben erst eingesetzt (wenn man von den überheblich-erniedrigenden Bemerkungen Richard Dorsons, der von colorless scholarship sprach¹¹, absieht). In Deutschland hat Heidrun Alzheimer für Bayern eine interessante Übersicht vorgelegt¹², für Österreich und Frankreich beispielsweise steht sie noch aus.

Die bis jetzt erwähnten Spuren weiblicher volkskundlicher Arbeit in der Schweiz mögen des weiteren zunächst den Anschein erwecken, letztlich vorwissenschaftlicher Art zu sein. Selbst wenn das voll zuträfe (und darüber könnte man streiten), verdienten sie als Fäden im Gewebe der Fachgeschichte Erwähnung und Würdigung. Da Spurenlesen ja aber nicht nur ein Finden und Bestimmen (Babcock: discover), sondern auch ein Interpretieren ist (Babcock: making up...), wollen wir hier nicht ste-

henbleiben, sondern weiterfragen, nach Bedingungen, Möglichkeiten, Ähnlichkeiten und Perspektiven.

Eduard Hoffmann-Krayers Antrittsvorlesung hatte deshalb so prospektiven Charakter, weil sie einen Gegenstand definierte und Regeln zu seiner vergleichenden Analyse aufstellte, der letztlich in der Schweiz noch kaum bekannt d.h. genau beobachtet worden war: die Volkskultur, und zwar nicht etwa nur die vergangene, von der sich Zeugnisse im kollektiven Gedächtnis, in historischen Quellen und in Objekten finden liess, sondern vor allem auch die gegenwärtige: das Leben der Leute im Dorf, in der Stadt, bei der Arbeit; die Lieder, die sie singen, die Feste, die sie feiern, wie sie sich kleiden, was sie essen, einander erzählen, glauben usw. Gewiss war die Schweiz in dieser Beziehung keineswegs eine *terra incognita*, dafür hatten ja schon die Reisenden des 18. und 19. Jahrhunderts gesorgt (unter ihnen übrigens auch Frauen), ferner Männer, die für die Sammlerwerke der Romantik und der mythologischen Schule (Mannhardt) den deutschen Forschern schweizerische Belege gesucht und geschickt hatten, oder solche, die, von ihnen angeregt, selbst anfingen, Geschichten, Lieder, Redensarten und andere Zeugnisse der geistigen Überlieferung zusammenzutragen (meist aus literarischen Quellen!) und zu edieren (Ludwig Toblers Volkslieder, um nur ein Beispiel zu zitieren). Zu nennen sind auch die Mundartwörterbücher, insbesondere (seit 1881) das *Idiotikon*, in dessen Redaktion auch Hoffmann-Krayer die Volkskunde für sich entdeckt hatte. Die Vorstellung, man könne Gewohnheiten und Erfahrungen einfach abfragen und dann völlig losgelöst von den Menschen, denen sie zu eigen sind, von Spezialisten mit Doktor- oder Professorentitel durch eine wissenschaftliche Maschinerie laufen lassen, um ihren Ursprung, ihre Veränderungen und ihre Bedeutung herauszubekommen, halten wir heute für ein überholtes methodologisches Konzept. Dass es so intensiv wirkte, hängt wohl damit zusammen, dass die Volkskunde sich ihrer Nachbarschaft zu den Sozialwissenschaften erst sehr spät bewusst wurde und sich unter dem Einfluss der Romantik auch, im Unterschied zu den Forschern im angloamerikanischen Raum, völlig von der Ethnologie entfernt hatte und ganz im Bann der Philologie stand.¹³ Gerade in der Schweiz, wo die Vielfalt der Kultur sich ja zuallererst in der Vielfalt der Sprachen und Mundarten manifestiert, brauchte dadurch nicht um die Legitimität des an sich neuen und anderen Gegenstands gekämpft werden. Dass auch die Sprachwissenschaft gleichzeitig in Bewegung kam, sich von solchen Konzepten löste und andere, fruchtbare methodologische Ansätze ent-

wickelte – Ferdinand de Saussure in Genf! –, nahm niemand wahr, wie überhaupt trotz Kontakten der Schweizer Volkskundler nach Frankreich und England die Prägung des wissenschaftlichen Denkens ganz von Deutschland abhing. Was dabei nicht oder kaum übernommen wurde, war das nationale Pathos, und später erwies sich das Fach aus seiner Kenntnis eines Vielkulturenstaates auch als resistent gegenüber rassistischen Theorien.

Es wundert bei dem lange ausschliesslich wirksamen “philologischen Konzept” nicht, dass das Sammeln der Materialien als Zulieferarbeit galt, unabdingbar, aber untergeordnet unter die Analyse, die *eigentlich* wissenschaftliche Tätigkeit. Zu dieser waren nur die akademischen Fachleute berechtigt. Daraus spricht nicht reine Überheblichkeit, obwohl es von vielen Lehrern, Pfarrern und anderen Kennern lokalhistorischer Szenen so verstanden wurde, sondern auch die Distanzierung von wissenschaftlichem Dilettantismus, die in der Konsolidierungsphase einer akademischen Disziplin sicher notwendig war, einer Disziplin noch dazu, die sich mit Alltäglichem befasst, von dem also alle etwas zu verstehen meinen. Deshalb wurde auch sehr genau auf Distanz zur Pflege geachtet, dies im Unterschied zu Bayern und Österreich, und eine Autorin wie Gertrud Züricher, die ihre ethnologische Arbeit in populären Ausgaben den Betroffenen (Kindern und Müttern) wieder zugänglich machte, erregte bei den Basler Professoren Missbilligung. *Wie* man sammelte, wussten die Herren von der Universität nicht, und sie probierten es auch nicht aus. Die Frauen aber taten das, wenn auch methodisch unvorbereitet und unreflektiert, und sie betrieben eigentliche Feldforschung. Denjenigen mit akademischer Ausbildung, aber ohne entsprechende Arbeits- und Anstellungsaussichten, bot sich dadurch eine Möglichkeit, ihrem Fach treu zu bleiben, aber alle, die es taten, müssen darin auch einen besonderen Reiz gesehen haben. Bei den als bürgerliche Töchter erzogenen wie Adèle Stoecklin und Clara Stockmeyer (auch sie mit einer summa-cum-laude Promotion) mochte ein dreiwöchiger Aufenthalt auf einer Alp oder in einem Bauerndorf eine Art persönlicher, befreiender *Ausbruch* aus den Konventionen des Alltags darstellen. Etwas allgemeiner lässt sich vielleicht formulieren, dass die Möglichkeit und Notwendigkeit, mit dem fremden Leben in Kontakt zu treten, die Frauen nicht schreckte, auch nicht um kritische Distanz bangen liess, sondern anzog.¹⁴ Ebenso wichtig war offenbar die Chance, im *Team* zu wirken. Adèle Stoecklin, die als Studentin erstmals 1906 und dann noch sieben weitere Male bis zu ihrem 66. Lebensjahr, 1942, auf Volkslied-

forschung zog, arbeitete immer mit einer Freundin zusammen. Hedwig Anneler verfasste ihre Monographie über Lötschen während eines jahrelangen Aufenthalts im Tal gemeinsam mit ihrem Bruder, der als Kunstmaler ihre Ergebnisse nicht einfach illustrierte, sondern deutete und ergänzte. Es macht bei Stoecklin, Ithen und anderen auch den Anschein, als ob die Tatsache, von der Bearbeitung, der Systematisierung und Kategorisierung der gesammelten Ergebnisse ausgeschlossen zu sein, *die Wahrnehmung weitete*. Anna Ithen spricht gleicherweise von Handwerkern, Heimarbeitern, Nichtsesshaften (Fecker) und Bauern, von Familien- wie von Vereinsfesten und von der Landsgemeinde – Dinge, die die Fachvolkskunde noch lange nicht als zugehörig deklarierte. Adèle Stoecklin zeichnete alle Lieder auf, die ihr gesungen wurden, und das waren nicht nur dörfliche Scherzstrophänen, Schlager der Zeit, Soldaten- und Tirolerlieder und Erotisches, sondern auch die nachgemachten und ohne Zweifel über Chöre verbreiteten oder aus gedruckten Heften gesungenen neuen Volkslieder von Reinhardt und Roelli, Jodelkompositionen von Oskar Schmalz und Sonntagsschullieder. Ein einzigesmal meldet sich bei einem solchen ein Zweifel: „Sollen wir das Heilsarmee-Lied nehmen?“ schreibt Frau Stoecklin für ihre Freundin auf den Rand einer Textaufzeichnung.¹⁵ Sie nahmen es. Von gestrengen Fachkapazitäten wurde den Damen allerdings als Kritik- und Geschmacklosigkeit ausgelegt, was an sich ein anderes, *offeneres Verständnis popularer Kultur* war. So äusserte sich der Musikwissenschaftler Edgar Refardt an John Meier über eine ihm zur Begutachtung vorgelegte Sammlung geistlicher Lieder, die Adèle Stoecklin 1931 zur Publikation vorgesehen hatte, schlüssig vernichtend. Es sei ein absoluter Tiefstand, zu dem sich das Volk in seinen religiösen Liedern verirrt habe, und die Auswahl sei denkbar ungeeignet. Leider gibt er kein Beispiel. Das Deutsche Volksliedarchiv war moderater in seinem Urteil: vieles sei verderbt, musikalisch wertlos und sollte durch volkstümlich Einfaches (!) ersetzt werden. Berechtigt war die Kritik vielleicht insofern, als Frau Stoecklin ein populäres Liederheft zum Singen, allerdings sorgfältig kommentiert, herausbringen wollte (wie sie es höchst erfolgreich mit einem Weihnachtsliederbüchlein getan hatte), so dass sich die Frage der Geschmackserziehung tatsächlich stellen mochte. Als eine wissenschaftliche wäre die Publikation ganz ohne Zweifel von grossem Wert gewesen, gerade weil sie unverstellte Aufschlüsse über die Formen populären religiösen Erlebens hätte bringen können, von denen wir im musikalischen Bereich wenig wissen, mit deren angemessener Analyse wir uns aller-

dings auch heute noch schwer tun. Die nur teilweise und abgeschwächt an Frau Stoecklin weitergegebene Kritik muss diese aber so verstört haben, dass sie ihr Manuskript vermutlich in den Papierkorb warf. Ausser den beiden Briefen in den Akten des Schweizerischen Volksliedarchivs hat sich keine Spur des Plans erhalten, nicht einmal eine Liedliste. Ihrem Projekt zu einem Heft schweizerischer Balladen aus mündlicher Überlieferung scheint es ähnlich ergangen zu sein. Was vor 70 Jahren an derlei Liedern (noch) gesungen wurde, hat die beste Kennerin der schweizerischen Liedszene, neben Hanns in der Gant, mit sich ins Grab genommen. Wir könnten es nur notdürftig und sehr mühselig aus den Archivalien selbst rekonstruieren.

Das Abschneiden der Sammlerinnen von der wissenschaftlichen Bearbeitung ihres Materials (zu der sie an sich die Qualifikation mitbrachten!) hatte allerdings auch negative Aspekte (das galt übrigens auch für männliche Kollegen). Sie waren dadurch weder motiviert noch verpflichtet, sich über die Entwicklungen der Disziplin auf dem laufenden zu halten und ihre Standpunkte zu revidieren. Am Beispiel von Adèle Stoecklins Volksliedarbeit wird das wiederum am besten deutlich: Sie geht Jahrzehntelang immer in gleicher Weise vor, und die in den dreissiger Jahren aufgekommenen Fragen nach Liedkontext, nach sozialer Funktion des Singens, nach Repertoire und Anlass hinterlassen in ihren Sammlungen und den wenigen, meist anonym erschienenen kleinen Aufsätzen nicht die geringste Spur, obwohl sie mehr als alle anderen Zugang zur Literatur hatte, da sie gleichzeitig als Bibliothekarin des Schweizerischen Instituts für Volkskunde arbeitete. Um so erstaunlicher, dass Hedwig Anneler von sich aus schon 1917 forderte, auf die "performance" beim Singen und Erzählen zu achten und auf die Beziehungen zwischen den Personen und dem von ihnen Dargebotenen. Das tat die wissenschaftliche Folklore systematisch erst Jahrzehnte später.

Soweit sich die Leistungen volkskundlich tätiger Frauen in unserem Zeitraum bis jetzt überblicken lassen, war die Frage nach spezifisch weiblichem Verhalten, Wissen und Tradieren kein Arbeitsanreiz; eine "Frauenforschung avant la lettre"¹⁶ hat es also nicht gegeben, ausser in Ansätzen bei Alina Borioli, die, vielleicht aus der privaten biographischen Erfahrung mit einer früh verwitweten, aber energisch und erfolgreich tätigen Mutter und Grossmutter, den Problemen der Tessiner Frauen ihre besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Dort in den Dörfern der Leventina gab es wohl auch so etwas wie eine weibliche Solidargemeinschaft, die zur Forschung motivierte, die aber den städtischen

Frauen, trotz Studentinnenverbindung, Akademikerinnenvereinigung und anderen Gruppierungen fehlte; dieser Frauen Ziel war wohl eher, es den Männern gleich zu tun. Dass das Bewusstsein einer spezifischen "condition féminine" aber ausnahmsweise doch in die wissenschaftliche Arbeit eingehen konnte, zeigt die Dissertation (*summa cum laude*) von *Luise Frei*: Die Frau in der schweizerdeutschen Volkssprache; unter dem unscheinbar-nüchternen Titel verbirgt sich eine Untersuchung des Arsenals vorwiegend männlicher Schimpf- und Spottwörter.¹⁷

Ein anderer Aspekt tritt aber bei den meisten und am stärksten vielleicht bei Hedwig Anneler in Erscheinung: Ich möchte ihn *Streben nach Ganzheit* nennen und halte ihn für ein Kennzeichen, das weiblichen Arbeiten jener Zeit stärker eignet als denen der Männer, auch wenn eine treffliche Charakterisierung dieses Strebens von einem Mann, Richard Weiss, über einen anderen Mann, den Sagenforscher Arnold Büchli, formuliert worden ist: Büchli sei ein *Dichter*, der nicht wissenschaftlichen Stoff, sondern die Ganzheit des Lebens fassen möchte, was ihm in der volksfremden (sc. wissenschaftlichen) Volkskunde nicht gelingt.¹⁸ Die Affinität zur *Poesie* (vor allem auch zur *Dialektpoesie*) ist unübersehbar, vielleicht, weil es in jenen Jahrzehnten auch im bürgerlichen Milieu einfacher war, mit den traditionellen weiblichen Rollen literarische Aspirationen zu verbinden. (Das Phänomen ist allerdings keine schweizerische Besonderheit.¹⁹) *Margarete Schwab-Plüss* (*1881), auch eine der ersten phil. I-Studentinnen, mit einer übrigens originell kritischen *summa-Dissertation* über den Schweizer Dichter Heinrich Leuthold und der Volkskunde in verschiedener Weise verbunden, wurde mit den Jahren ganz zur Lokaldichterin, bei vielen lief das Gedichte- oder Dramenschreiben nebenher (Ithen, Borioli, Leuthold). Deutlicher als Teil des *wissenschaftlichen* Konzepts tritt, wie bei Büchli, das poetische Element bei Hedwig Anneler auf. Sie gestaltete ihre ethnographischen Beobachtungen ganz bewusst auf ein ganzheitliches Lebensbild hin, sie wollte das Lötschental als Mikrokosmos, als Bild von Gemeinschaft entwerfen. Dass diese Gemeinschaft aber nicht etwa mythischer oder religiöser²⁰, sondern ganz realer Art war, nämlich eine Zwangsgemeinschaft von Menschen, die mit den knappen Ressourcen des Berggebiets und seinen permanenten Gefahren nur solidarisch zu Rande kommen konnten, sagt sie sehr deutlich. Aus der Enge des Aufeinander-angewiesen-Seins ergab sich eine Komplexität der Beziehungen und der Äusserungen sprachlicher, gestischer und anderer Art, der Frau Anneler mit literarischer Sprache und rhetorischen Stilmitteln besser beizukommen glaub-

te als mit wissenschaftlicher Beschreibung.²¹ Dieses Vorgehen unterscheidet ihr Buch natürlich von der etwas älteren Monographie Steblers über das Lötschental²² und von den meisten anderen auch. Es hat Hoffmann-Krayer in seiner aufschlussreichen Rezension²³ dazu verleitet, Frau Anneler nicht eine Wissenschaftlerin, sondern eine *Schriftstellerin* zu nennen, deren Werk denn auch nicht analytisch zergliedert (im Klartext: wissenschaftlich beurteilt), sondern nur als ganzes genossen werden könne. Da sah Frau Anneler Widersacher, der hochberühmte, später mit Ehrendoktor und Festschrift als Volkskundler geehrte Lötschentaler *Prior Siegen* viel klarer: Er spürte gerade die *wissenschaftliche* Überlegenheit der protestantischen fremden Frau, ihre Exaktheit und völlige Vertrautheit mit vielen Bereichen und setzte alles daran (und das waren die niederträchtigsten, aber leider erfolgreichen Mittel), die Konkurrentin seiner eigenen volkskundlichen Aspirationen zu eliminieren – als blosse Dichterin wäre sie ihm sicher ungefährlich gewesen.

Dass das Bedürfnis, die Totalität des Lebens zu erfassen, nur mit poetischen Mitteln von den Frauen erreicht werden konnte, hängt auch damit zusammen, dass ihnen eine feste Position mit erfüllender wissenschaftlicher Arbeit nirgends zugänglich war (vielen Männern ja auch nicht!). Heute ist dieser Anspruch besser integrierbar in die Arbeit selbst. Damals konnten die Frauen nicht eindringen in den Elfenbeinturm, den Wissenschaft jeder Art darstellte – man muss sich allerdings auch fragen, ob sie diesen Turm überhaupt für richtig gehalten hätten. Unübersehbar nämlich war ihre Ablehnung einer bloss beobachtenden Distanz, deutlich ihr Teilnehmen- und Mitgestaltenwollen an der realen Welt, Hedwig Anneler als Verfechterin einer humanen Minderheiten- und Flüchtlingspolitik, Clara Stockmeyer, engagiert in der Bildungsarbeit des religiösen Sozialismus von Leonhard Ragaz, auch Elisabeth Leuthold in ihren bauernpolitischen Aktivitäten, viele engagiert im Kampf um die Rechte der Frau. Für fast alle beinhaltete eine volkskundliche Existenz, d.h. die Beschäftigung mit volkstümlicher Alltagskultur, ganz selbstverständlich auch politische Aufmerksamkeit und Beteiligung (wenn auch verschiedener Richtung). Sie offenbarten dabei eine oft kaum glaubliche Kraft und Standfestigkeit, fanden dabei aber auch treue männliche Unterstützung.

Diese Verbindung von Wissenschaft und politischer Praxis entsprach wohl kaum dem Berufsbild des Akademikers jener Zeit – es steht der Auffassung heutiger wissenschaftlich tätiger Männer und Frauen aber nahe. So sind die Spuren weiblicher Volkskunde keineswegs nur Zeug-

nisse von noch nicht Erreichtem, sondern wir können in ihnen dankbar Vorbildliches auch für unsere eigene Zukunft erkennen.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. dazu den Katalog 100 Jahre Frauenstudium in Basel. Basel 1990.
- ² S. Elisabeth Flueler: Die ersten Studentinnen an der Universität Basel. In: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 90 (1990), 155-192.
- ³ So Alice Bertha Gommes; vgl. dazu Georgina Boyes in: Folklore 101 (1990), 198ff.
- ⁴ Patricia Joan Siegel/Kay Thomas Finley: Women in the Scientific Search. An American Bio-Bibliography 1729-1979. London 1985, Nr. 113: Elsie Clews Parsons; ferner die Artikel über Ruth Benedict und Margaret Mead in: Ute Gacs et al. (Eds.): Women Anthropologists. Selected Biographies. Urbana and Chicago 2nd ed. 1989.
- ⁵ Erschienen Zürich 1902, abgedruckt in: Kleine Schriften zur Volkskunde. Basel 1946, 1-23.
- ⁶ Ursula Brunold-Bigler: Einleitung zu: Die Sagensammlung der Nina Camenisch. Disser. 1987, 19ff.
- ⁷ In Deutschland gingen wichtige Impulse für das Interesse an materieller Volksüberlieferung ebenfalls von einer Frau aus: Marie Andree-Eysn, die um die Jahrhundertwende ihre Sammlung von Votiv- und Weihegaben anlegte. Vgl. Heidrun Alzheimer: Frauen in der Volkskunde. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte. In: Volkskultur - Geschichte - Region (Festschrift Wolfgang Brückner). Würzburg 1990, 260f.
- ⁸ Roland Ris et al.: Bibliographie der berndeutschen Mundartliteratur. Langnau 1989, Nr. 1527.
- ⁹ Für freundlich gewährte Auskünfte danke ich Frau Hans Leuthold, Hostatt, Wahlern, und Frau Rosa Stämpfli, Gümligen. Herr Werner Gilgen, Schwarzenburg, stellte mir einen von ihm erarbeiteten vorläufigen Stammbaum von Elisabeth Leuthold zur Verfügung und führte mich auf den Hof ihrer Familie (die Hostatt), wofür ihm bestens gedankt sei.
- ¹⁰ Barbara A. Babcock: Taking Liberties, Writing from the Margins, and Doing it with a Difference. In: Journal of American Folklore 100 (1987), 395, unter Verwendung eines Zitats von Peggy Kamuf.
- ¹¹ Babcock (wie Anm. 10), 397. Vgl. dazu die erschütternde "Autobiography of a Woman Folklorist" von Ellen J. Stekert, ebda. 579-585.
- ¹² Wie Anm. 7.
- ¹³ Wolfgang Brückner hat darauf hingewiesen, dass in den zwanziger Jahren eine Absetzbewegung gegenüber der germanistischen Volkskunde begann, zu deren prominentesten Vertreter zwei Frauen, Mathilde Hain und Martha Bringemeier, gehörten, die eine ganzheitlichere Volkskunde im Sinn hatten. Der konfessionellen Deutung Brückners, dass die beiden Frauen nämlich als Katholikinnen (neben zwei Männern) in der "ganz und gar protestantisch orientierten" Wissenschaft keine Befriedigung fanden, vermag ich nicht zu folgen (Wolfgang Brückner: Die Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde und die Institutionen-Erforschung in den Geisteswissenschaften, in: ders. und Klaus Beitl: Volkskunde als akademische Disziplin. Studien zur Institutionenausbildung. Wien 1983, S. 21). Hedwig Anneler, die wissenschaftlich begabteste unter den Schweizerinnen, war evangelisch (wie die meisten der hier Genannten) und rieb sich nicht nur an protestantischen Professoren, sondern auch an engstirniger katholischer Geistlichkeit. Jüngst ist sogar die These verfochten worden, dass die protestantische Ethik der Entwicklung eines feministischen Bewusstseins Vorschub geleistet habe; vgl. Daniel

Meijers: The Protestant Ethic and the Spirit of Feminism, in: *Ethnologia Europaea* 21, 1991, 59-70. Ich selbst halte das konfessionelle Moment auf der konkreten Arbeitsebene für unmassgeblich oder zumindest für absolut untergeordnet unter andere, schicht- und geschlechtsspezifische, aber auch historische: hier den Wandel des wissenschaftlichen Denkens. Was mir noch zu wenig erforscht scheint, ist, weshalb im deutschsprachigen Raum die philologische Ausrichtung, die sehr deutlich auch ethnozentrische Züge trägt, so lange vorherrschend konnte. (Wolfgang Brückner: Die Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde und die Institutionen-Erforschungen in den Geisteswissenschaften. In: ders. und Klaus Beitl: Volkskunde als akademische Disziplin. Studien zur Institutionenausbildung. Wien 1983, 21).

¹⁴ Fast alle waren sie städtisch-bürgerlicher oder ländlich-patrizischer Herkunft, dies im Unterschied zu den deutschen Bauerntöchtern Mathilde Hain und Martha Bringemeier.

¹⁵ Aufzeichnung Nr. 26900 im Schweiz. Volksliedarchiv Basel.

¹⁶ Claudia Honegger hat sie für den Studentinnenkreis um den Soziologen Karl Mannheim nachgewiesen: Die ersten Soziologinnen in Frankfurt. In: Angelika Wetterer (Hrsg.): Frauen und Frauenforschung in der bundesdeutschen Soziologie. Kassel 1990, 1-10. Ich verdanke den Hinweis darauf Christel Köhle-Hezinger, Tübingen.

¹⁷ Dissertation Zürich 1935. Neudruck unter dem Titel "Die Frau. Scherz-, Schimpf- und Spottnamen", mit einem Vorwort von Laure Wyss (ohne biographische Hinweise).

¹⁸ Rezension der "Mythologischen Landeskunde" im Schweiz. Archiv f. Volkskunde 55 (1959), 110.

¹⁹ Vgl. für die USA Aisha Khan in der Einleitung zu Ute Gacs et al. (wie Anm. 4), XVII.

²⁰ So interpretierte Mathilde Hain das bäuerliche Leben in Mardorf: Das Lebensbild eines oberhessischen Trachtendorfes. Jena 1936.

²¹ Man lese etwa S. 141 nach, wie es ihr gelingt, in wenigen Zeilen (über die Mast eines Schweines) sowohl mehrere Themen (die Unterschiede zwischen Alltags- und Festspeisen und zwischen menschlicher und tierischer Kost) wie auch die sozialen Normen und ihre Kontrolle (durch rügendes Erzählen oder Klatsch) und die Sprechweise einer bestimmten Lötschentalerin zu veranschaulichen.

²² F. G. Stebler: Am Lötschenberg: Land und Volk am Lötschen. Zürich 1907.

²³ Schweiz. Archiv f. Volkskunde 23 (1920/21), 228.